

Joachim Kahl

„Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand“

Fontanes frühe Kritik an Technik- und Fortschrittsgläubigkeit. Eine Ballade über das Kräfteverhältnis von Mensch und Natur. Philosophische Deutung der „Brück’ am Tay“

Die Brück’ am Tay

(28. Dezember 1879)

When shall we three meet again (Shakespeare: Macbeth)

„Wann treffen wir drei wieder zusamm’?“
„Um die siebente Stund’, am Brückendamm.“
„Am Mittelpfeiler.“
„Ich löscht die Flamm’.“
„Ich mit.“
„Ich komme vom Norden her.“
„Und ich vom Süden.“
„Und ich vom Meer.“

„Hei, das gibt ein Ringelreihn,
und die Brücke muß in den Grund hinein.“
„Und der Zug, der in die Brücke tritt
um die siebente Stund’?“
„Ei, der muß mit.“
„Muß mit.“
„Tand, Tand
ist das Gebild von Menschenhand.“

Auf der Norderseite, das Brückenhaus -
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut’, ohne Rast und Ruh
und in Bangen sehen nach Süden zu,
sehen und warten, ob nicht ein Licht
übers Wasser hin „ich komme“ spricht,
„ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug,
ich, der Edinburger Zug.“

Und der Brückner jetzt: „Ich seh einen Schein
am andern Ufer. Das muß er sein.
Nun, Mutter, weg mit dem banger Traum,
unser Johnie kommt und will seinen Baum,
und was noch am Baume von Lichtern ist,
zünd alles an wie zum heiligen Christ,
der will heuer zweimal mit uns sein, -
und in elf Minuten ist er herein.“

Und es war der Zug. Am Süderturm
keucht er vorbei jetzt gegen den Sturm,
und Johnie spricht: „Die Brücke noch!
Aber was tut es, wir zwingen es doch.
Ein fester Kessel, ein doppelter Dampf,
die bleiben Sieger in solchem Kampf,
und wie's auch rast und ringt und rennt,
wir kriegen es unter: das Element.

Und unser Stolz ist unsre Brück';
ich lache, denk ich an früher zurück,
an all den Jammer und all die Not
mit dem elend alten Schifferboot;
wie manche liebe Christfestnacht
hab ich im Fährhaus zugebracht
und sah unsrer Fenster lichten Schein
und zählte und konnte nicht drüben sein.“

Auf der Norderseite, das Brückenhaus -
alle Fenster sehen nach Süden aus,
und die Brücknersleut' ohne Rast und Ruh
und in Bangen sehen nach Süden zu;
denn wütender wurde der Winde Spiel,
und jetzt, als ob Feuer vom Himmel fiel,
erglüht es in niederschießender Pracht
überm Wasser unten... Und wieder ist Nacht.

„Wann treffen wir drei wieder zusamm'?“
„Um Mitternacht, am Bergeskamm.“
„Auf dem hohen Moor, am Erlenstamm.“
„Ich komme.“
„Ich mit.“
„Ich nenn euch die Zahl.“
„Und ich die Namen.“
„Und ich die Qual.“
„Hei!
Wie Splitter brach das Gebälk entzwei.“
„Tand, Tand
ist das Gebilde von Menschenhand“

Zu Weihnachten 1879 stürzte in Schottland ein Eisenbahnzug ins Meer, weil ein Sturm eine erst kürzlich gebaute Brücke in die Tiefe riss, eine Eisenbahnbrücke, die als technisches Meisterwerk gefeiert worden war. Dieses Unglück, von dem er aus der Presse erfahren hatte, nahm Fontane als historische Stoffgrundlage für seine Ballade „Die Brück' am Tay“. Darin formuliert er eine weitsichtige und tiefgründige Kritik an Technik- und Fortschrittsgläubigkeit, die dreißig Jahre später im Untergang der „Titanic“ ihre weltgeschichtliche Bestätigung fand.

War doch die „Titanic“ als unsinkbares Schiff entworfen, als Triumph britischer Ingenieurskunst und britischen Unternehmertums gepriesen worden. Seither hat sich Fontanes warnende Botschaft „Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand“, zweimal den drei Wetterhexen in den Mund gelegt, stets bewahrheitet. Die Kette von Technik- und Industrieunfällen reißt nicht ab bis auf den heutigen Tag.

Was ist Tand? Tand – ein heute altmodisch klingendes Wort – ist nicht einfach minderwertiger Plunder, gar Schrott oder Schund. Tand ist auch qualitativ hochwertiges Spielzeug, wie es noch in dem alten Spruch stolzer fränkischer Handwerker anklingt: „Nürnberger Tand geht in alle Land.“ An diesen Sprachgebrauch knüpft Fontane an. Wenn es hart auf hart kommt im Kräfteverhältnis von Mensch und Natur, dann erweisen sich auch hochwertige Eisenbahnbrücken und Eisenbahnzüge als Tand, als Spielball der Naturgewalten.

Denn die Natur ist und bleibt die allgewaltige und blinde Schöpferin und Zerstörerin. Der Mensch ist ihr Geschöpf, ohnmächtig zunächst, doch lernfähig. Erst mühsam müssen wir lernen, unsere Fähigkeiten und unsere Grenzen zu erkennen und zu akzeptieren. Davon handelt Fontanes Ballade. Gehen wir sie im Einzelnen durch. Es sind die von Shakespeare aus Macbeth übernommenen Hexen, denen Fontane im Prolog und im Schlussteil die entscheidenden Worte in den Mund legt. Natürlich glaubte der Dichter nicht an ihre reale Existenz. Er nutzte sie aber als poetische Verkörperung der „dämonischen“ Kräfte der Natur: ihrer Unberechenbarkeit, ihrer Unbeherrschbarkeit, ihrer bleibenden Überlegenheit und Abgründigkeit. Von daher ist wichtig für den ideellen Gehalt der Ballade, dass die drei Hexen sich auch in Zukunft weiterhin treffen werden. Jedes Jahr aufs Neue lassen Nebel, Glatteis und Schneefall den Verkehr auf der Erde und in der Luft zusammenbrechen. Und immer wieder aufs Neue wird es Erdbeben, Flutwellen und Vulkanausbrüche geben, die menschliche Errungenschaften als „Tand“ hinweg fegen.

Wer sind die Träger der Technik- und Fortschrittsillusion in der Ballade? Der Hauptrepräsentant ist der junge Johnie, Sohn der Brückenwärterfamilie. Er hat es vom Fährmann auf einem „elend alten Schifferboot“ zum Führer einer modernen Lokomotive mit „festem Kessel“ und „doppeltem Dampf“ gebracht. Und zu Weihnachten sah er früher sein Elternhaus nur von ferne. Diesmal fährt er pünktlich hin und bekommt „seinen Baum“. Insofern ist für ihn der technische Fortschritt mit sozialem Aufstieg verbunden. Sein trügerisches Motto lautet: „Wir kriegen es unter, das Element.“

Mit dieser nicht nur trügerischen, sondern selbstherrlichen Einstellung steht er freilich nicht allein. Der balladesk personifizierte Zug keucht stolz: „Ich komme, trotz Nacht und Sturmesflug, Ich, der Edinburger Zug.“ Und auch Johnies Vater sagt, um die ängstlich ahnungsvolle Mutter zu beruhigen, fast triumphierend: „Ich seh einen Schein... Und in elf Minuten ist er herein.“ Der Vater muss lernen: der Schein war trügerisch. Er hat eine Sicherheit vorgegaukelt, wo, strikt genommen, keine absolute Sicherheit möglich ist.

Hier berühren wir den ideellen Kern des Gedichts. Fontane verfehmt nicht Technik und Fortschritt als solche. Die Tätigkeit von Ingenieuren, Statikern und Architekten wird nicht in Frage gestellt. Die Postkutschenzeit ist nicht Fontanes Ideal. Er kritisiert eine Technik- und Fortschritts*gläubigkeit*, die die stets bleibenden Risiken nicht wahrhaben will. Wir heutigen Leser der Ballade sind inzwischen abgeklärter. An Technik- und Industrieunfälle aller Art und Grade sind wir gewöhnt. Auch haben wir erfahren, dass aus Unfällen und Katastrophen schließlich doch richtige Lehren gezogen werden können, wenn auch oft erst nach langwierigen Kämpfen, wie die Geschichte der Nutzung der Atomenergie zeigt. Manchmal lernen Menschen nur aus Katastrophen. Aber sie lernen!

In einem verallgemeinerten Sinne hat Jahrzehnte später der geistesverwandte Erich Kästner Fontanes Skepsis aufgegriffen und in einem Epigramm gedichtet:

„Seien wir ehrlich:
Leben ist immer
lebensgefährlich.“

Ein letzter Hinweis auf den religionskritischen Hintergrund und Untergrund der Ballade. Das Unglück ereignet sich zu Weihnachten. Der „Heilige Christ“ soll gleich zweimal mit der Brücknerfamilie sein: an Heilig Abend und jetzt in elf Minuten. Aber statt der „Menge der himmlischen Heerscharen“, die Gott loben (gemäß der biblischen Weihnachtslegende), ist die Luft bevölkert von drei böartigen Wetterhexen. Keine Engel singen, sondern Hexen giften und geifern. Vom Himmel herab leuchtet auch nicht die „Klarheit des Herrn“, sondern es fällt Feuer, und ein Zug mit Menschen an Bord stürzt in die Tiefe.

Eine eher düstere Ballade, die es in sich hat. Sie formuliert ein notwendiges Element in einem skeptischen Welt- und Menschenbild, das freilich erst im Kontext von „Herrn von Ribbeck“ und „John Maynard“ richtig gewichtet wird.